



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 155.

Donnerstag, 7. Juli

1927.

(8. Fortsetzung.)

Eine Nacht im Russischen Klub.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Elisabeth Dill.

„Gut“, sagte Bianca, gewohnt, an geschäftlichen Abmachungen nichts zu ändern, „dann bleibt uns also keine andere Zeit als jetzt. . . Ich habe diese alte Dose zwar nur durch die Scheiben gesehen. Sie scheint mir aber von einem ganz ungewöhnlichen Wert. . . wenn die Diamanten echt sind und die Edelsteine. . . und man muß es wohl annehmen, denn der Zar hat sie der Urgroßmutter meines Vetter geschenkt, ein ganz originelles Stück, schon von historischem Wert. . . Sie allein können uns sagen, ob sie echt ist und welchen Wert sie haben kann. . . Sie haben ja gerade für diese Dinge Interesse.“

„Gewiß, sehr sogar. . . Sie sind im Ausland immer gesucht.“

„So schlage ich vor, Sie fahren jetzt mit meiner Freundin nach Hause, sie ist abgelenkt und möchte heim. Der Weg ist weit, und ich kann sie nicht begleiten, noch hier behalten. . . es wäre also ritterlich, wenn Sie mitführen. Die Vitrine ist, wie Sie sagen, leicht zu öffnen, Sie sehen sich das Stück an, und wir wissen, wo wir dran sind. Ihr Urteil ist mir maßgebend. Das übrige kannst du dann ruhig mir überlassen, Marga. Einverstanden?“

Bräta verneigte sich stumm.

„Das ist eine Idee. . .“ Der Amerikaner hob begeistert sein Glas. . . „Es leben alle klugen Frauen! Vorausgesetzt, daß sie schön sind.“

Inzwischen hatte sich der leere grüne Tisch in dem Nebenzimmer gefüllt, das Geld klirrte, die Spielmarken klapperten und die eintönigen Rufe des Croupiers klangen herüber. . . Die Tische des Speisensaals wurden allmählich leer. . . ein Paar nach dem anderen erhob sich und ging in den Speisesaal. . .

„Oder“, fragte Bianca, „wie denkst du über ein kleines Jeu?“

Marga fühlte ihr Herz stärker schlagen. Die schwüle, parfümierte Treibhausluft, die hier herrschte, benahm ihr den Kopf. Sie zögerte. . .

„Nun, Kleines? Willst du am Spieltisch das Glück versuchen? Ich leihe dir, was du willst.“

„Nein, nein“, wehrte sie. „Ich möchte nicht spielen.“ „Das heißt, ich darf nicht“, vollendete Bianca spöttisch. „Wie willst du denn geholfen haben? Heute helfen nur noch Wunder!“

„Lassen Sie sie, Bianca“, sagte der blondhaarige Amerikaner. . . „Verführen Sie die junge Frau nicht. Das Spiel ist für uns. . . Es wäre häßlich, in ihren Händen Karten zu sehen.“

„Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht begleite, gnädige Frau, aber Sie wissen, wir Amerikaner sind nicht so gut erzogen, wir sind erst. . . wie heißt das, federweiß. . . In meinem Alter ist man bequem, man überläßt die schöne Frau den Kavaliern, die jünger sind.“

Der Amerikaner küßte Frau Marga respektvoll die Hand. „Liebe kleine Frau, Sie haben mir imponiert, daß Sie so mutig den Kampf aufnehmen gegen die Not. Sie malen Bilder, ich werde nächste Woche kommen und sehen. Sie sind ein tapferes Fräulein, ich liebe das. . . Sie haben Kopf und Herz. Good bye. . .“

Er bot Bianca den Arm. „Fangen wir an, sonst können Sie nicht mehr viel gewinnen.“

Die Freundinnen umarmten sich. „Also Marga, alles Gute. Die Koffer laß ich morgen holen, ich bleibe im Hotel, es ist bequemer für dich. . . und auch für mich. . . Wir sehen uns morgen zum Tee bei mir. Das ist einfacher und gemüthlicher, nicht wahr? Bis dahin wird alles entschieden sein.“ Marga verabschiedete sich.

Bräta folgte ihr in die enge Garderobe. Sie weckten den alten Diener, der eingeschlafen war. Marga ließ sich in den leichten Brokatmantel hüllen, der so leicht war wie eine Feder und so warm mit weichem Hermelin ausgepuffert. . . Das Wetter war umgeschlagen. Ein kalter, eifriger Wind wehte ihnen entgegen, und als sich der Schlag des Autos schloß, hatte Marga das dunkle Gefühl einer Gefahr, der sie sich näherte, ohne daß sie zu sagen wußte, warum.

In ihrem Kopf wirbelten Bilder und Pläne, menschliche Gesichter tauchten vor ihr auf, während sie durch Nacht und Stille fuhren. Der Himmel war heller geworden, die Straßen ruhiger.

Sie hatte ein Ziel vor sich, diese Anregungen hatten sie aufgerüttelt. Kein Verzicht mehr, ein neues Leben winkte. Sie malte sich aus, wie sie Fedor überreden würde, fortzugehen, auszuwandern, sich eine Arbeit zu suchen, die auch bezahlt wurde, sich nicht mehr slavisch zufällig bestehenden Verhältnissen unterzuordnen, sondern, wie der Amerikaner das nannte, einen Wechsel zu ziehen auf das Glück. . .

Ihre Glieder hatten stählerne Muskeln bekommen. Es war, als habe man ihr Feuer in die Adern gegossen. Ihr feines Gesicht glühte, ihre Brust atmete den Duft der Orchideen, die der Amerikaner ihr mitgegeben hatte. Sie siebte vor Erregung. Sie war entschlossen, diese Tür mit Gewalt aufzubrechen, wenn sie den Schlüssel nicht fand. . . Sklaverei! Wie recht hatte Jo. . .

Ihr Nacken hatte sich bis heute unterwürfig gebeugt, um die schweren Schicksalsschläge zu empfangen. Nun trug sie den Kopf wieder hoch. Ihre Bilder würde sie herunterholen von der Bodenkammer, ihre Palette, morgen mit der Arbeit beginnen.

Dann würde sie alles verkaufen, Möbel, Andenken, die Bilder, die Schätze der Vitrine, sich von allem lösen und hinausziehen in die neue Welt, deren goldene, wogende Weizenfelder sie vor sich sah, die weite Steppe, die Prärie. . .

Draußen hatte man frische Luft, dort würde ihr Knabe aufwachen als freier Mensch. . . Fedor würde schon Arbeit finden, Jo hatte es ihr versprochen. . .

„Was ist das hier für ein Wald?“ fragte der Ungar plötzlich neben ihr.

„Das ist der Wald, der unsere Kolonie von drei Seiten umschließt.“

„Wie einsam ist es hier draußen!“

„Ja, aber gute Luft, nicht wahr?“ Sie ließ das Fenster herunter. Ihre Pulse bebten, sie mußte den Mantel öffnen. . .

Der Fahrer schien die Richtung zu kennen, er fauste

dahin, auf der breiten, glattasphaltierten endlosen Straße.

„Nun müssen Sie den Führer machen“, sagte Bräta. „Ich bin noch nie hier draußen gewesen . . .“ Er gab ihr den Gummiball des Sprachrohrs in die Hand und Marga dirigierte: „Dort ist ein Bahnhof, am Ende der breiten Straße, dann biegen Sie rechts ab, es geht etwas den Berg herunter, dann kommt ein Wald, den durchqueren Sie, bis ich . . . ja, dort, halt, rechts fahren!“

Es ist ein Opfer von Ihnen, daß Sie mitgekommen sind“, sagte sie zu ihm, dessen dunkles Gesicht sie in dem Wageninnern nicht sehen konnte.

„Aber, das ist doch selbstverständlich . . . meine gnädige Frau, es ist mir ein Vergnügen . . .“

In diesem Augenblick fuhr der Wagen vor das dunkle Haus und hielt.

Sie stiegen aus. Marga ging voraus, um die Türen aufzuschließen.

Beim Schein der letzten Laterne entlohnnte Bräta den Chauffeur . . . Der Mann griff an die Mütze und wendete das Auto, und als Marga ins Haus trat, war es ihr, als hörte sie das Auto fortfahren . . .

„Fährt das Auto fort?“ fragte Marga erstaunt.

„Nein, es wendet nur“, sagte Bräta und schloß mit einer raschen Bewegung die schwere Haustür hinter sich zu.

Sie stiegen nach oben. Die Wohnung empfing sie dunkel, still, leer und verlassen. Marga machte Licht und schloß auf.

In dem großen Herrenzimmer stand noch alles auf demselben Fleck, wie sie es verlassen hatte . . . Und doch schien ihr alles auf einmal wie verändert.

„So, nun legen Sie Ihren Pelz ab, das war eine kalte Fahrt. Ich mache rasch eine Tasse Tee.“

„Danke, gnädige Frau, gern.“

Im Ofen brannte noch Glut. Sie legte Mantel und Hut ab, tat einige Holzstücke auf das Feuer und ging. Beim Ablegen dieser schönen Sachen, so angenehm, so weich, so elegant, überkam sie ein wehmütiges Gefühl, als ob sie einen anderen Menschen angezogen habe, den sie jetzt wieder auszüge.

Dann holte sie Teegeschirr, zündete das Licht unter dem Teetisch an und stellte die feinen chinesischen Tassen bereit. Wir haben, um ein Fest zu feiern, weder Wein noch Sekt, dachte sie . . .

Bräta stand mit einer Lupe vor der Vitrine . . .

„Das ist sie doch, nicht wahr?“ Er wies auf die glitzernde Dose. „Ja, das ist sie.“

„Leider stark verstaubt . . . Ich kann sie nicht gut sehen.“ Er probierte an dem Schloß.

„Nein, wir wollen nichts zerstören, aber . . .“ Er rückte das zierliche Möbel von der Wand ab. „Sehen Sie, die Rückwand ist abschraubbar. Haben Sie einen Schraubenzieher oder ein starkes Messer da?“

Sie brachte den Handwerkstasten, den er durchsuchte. „So . . . gehen wir gleich an die Arbeit.“

Er drehte die vier Schrauben ab, nahm die Rückwand ab, stellte sie auf den Boden und nahm die Dose heraus.

Sie bewachte sein scharfgeschnittenes Gesicht. Während er die Dose zu prüfen schien, sank etwas wie ein Schleier über seine Miene . . . Er legte den Salonmenschen ab und setzte ein geschäftsmäßiges Gesicht auf und betrachtete lange stumm von allen Seiten die goldene Dose. Dann schob er die Lupe in seine Westentasche zurück.

„Nun?“ fragte Marga mit verhaltenem Atem —

„Schade“, sagte er. „Sie ist —“

„Nicht . . . echt?“ —

„Doch, gnädige Frau. Die Dose ist echt — aber die Edelsteine sind falsch. Sie hat nur noch Liebhaberwert.“

Sie wurde bleich. Die Hände fest ineinandergeschlungen, daß sie schmerzten, stand sie da wie von einem schweren Schlag getroffen. Ihre Augen verschleierten sich.

„Aber — —, sie war doch einmal echt“, sagte sie tonlos . . .

Bräta zuckte die Achseln. „Mag sein, daß sie es einmal — — war . . . aber die echten Steine hat man umgetauscht, sie vielleicht verfehlt . . . verkauft . . .“

Das ist nicht möglich! Fedor — — hätte die Dose, die er vor ihren Augen hütete wie ein kostbares Kleinod, umgeändert? Mein Gott, mein Gott . . .

„Gnädige Frau, das kommt oft vor. Fürstentronen werden von echten Steinen befreit, unechte hineingesetzt und bleiben doch — — Kronen . . . Und wer sagt Ihnen denn, daß Ihr Gatte es war, der diesen . . . Umtausch beging? . . . Es kann ja der getan haben, der sie ihm schenkte . . .“

„Tante Amalie? Unmöglich. Sie war so reich . . . Die Dose ist ein Erbstück seit Generationen — —“

„Um so eher kann sie von den Vorfahren einmal verändert worden sein.“

Sie ließ sich in den Sessel sinken . . . Ihr Mund zitterte, alle Hoffnungen waren mit einem Schlag erloschen. Es war aus — — Die Zukunft lag wieder vor ihr grau und eng und — arm . . .

Sie schlug die Hände vor das Gesicht. Ihre Nerven gaben nach . . .

Eine weiche Hand legte sich auf ihren Arm. „Gnädige Frau, es tut mir schrecklich leid, Sie so zu betrüben — — aber wie oft muß ich das den Besitzern von Schmutz sagen . . . daß ihre Kostbarkeiten gefälscht — ihre Brillanten Simili sind — — Sie hatten mich gebeten, ich kam mit und kann nur sagen — was Ihnen ein anderer sonst sagen würde . . . übrigens kauft das Teewasser dort über.“

Sie richtete sich auf, ging zu der Teemaschine, auf der das kochende Wasser den Deckel tanzen ließ, bereitet mechanisch den Tee und brachte ihn dann an den kleinen Tisch vor dem Feuer.

(Fortsetzung folgt.)

Sommerglück.

O sommerliches Glück, dem heiteren Tag
Im Wiesengrün traumvoll sich einzuschmiegen,
Nichtblauen Himmel über'm Buchenschlag
Und Wolken schauen, die vorüberfliegen;

Und so geborgen in den Schoß des All,
Der großen Feierstille hingegeben,
Nichtüberprüßt mit blankem Tropfenfall,
Dem Ton zu lauschen von geheimem Leben.

Da will, was immer mich in Lärm und Hast
Des Alltags quälte, wehenlos verdämmern.
Ich höre in erlöster Wanderrast
Ruhm der Erde leisen Pulsschlag hämmern.

Und Sonnenseligkeit umspinnet mich ganz,
Und brüderlich vertraut wird Wald und Heide.
Der Himmel öffnet sich im Silberglanz,
Grüngolden flammend wächst um mich die Weite.

Ich gehe in das All der Schöpfung ein,
Am sommerwarmen Licht mich sattzutrinken,
Und fühle mich wie ein vermooster Stein
Tief in den fruchtbereiten Grund versinken.

Heinrich Vets.

Chinesisches Theater.

(Aus dem „Mandschurischen Tagebuch“.)

Von Heinrich B. Krans.

Tunfu, mein chinesischer Boy — er hat übrigens schon erwachsene Töchter — stürzt aufgeregt in mein Zimmer: „Theater in der Stadt, Herr! Theater in der Stadt!“

Chinesisches Theater! Aus wunderbaren Träumen lockt der Blick in die brunnen tiefsten Geheimnisse der „Söhne des Himmels“. Theater: überall der Spiegel verschleielter Mysterien, der unversiegbare Quell jahrtausendealten Lebens, das Sinnbild ewiger Bewegung von Traum zur Wirklichkeit, von Sehnsucht zu Erfüllung!

Der Abend kommt. Ich schlendere durch das Chinesenviertel der mandschurischen Kleinstadt. Von Laternenpfählen und Masten flattern gelbrote, mit bunten Inschriften bedeckte Fahnen. Der Chineser, der Romantiker des Ostens, erwartet ein Fest. Er begrüßt die „Söhne des Birnbaumes“ mit der Huldigung gläubiger Kinder.

Bis auf die Straßen dröhnt der Lärm der Gongas und Tschinellen. Boff Dunst und Rauch ist die große Halle. Rasale Fisteltöne aus Chinesenfehlen klingen zum dumpfen Dröhnen der Musik. Tänzer schwingen sich in schreckend bunten Kostümen über die Bühne. Das ist ein wunderbar farbiges aufschauendes Bild.

Arbeiter und Kulis, Soldaten und Kaufleute sitzen in schwarzeidenen Jaden an kleinen Tischchen, mit untergeschlagenen Beinen, schlürfen grünen Tee, rauchen aus langen, dünnen Pfeifen und kauen Sonnenblumenkerne. Eben winken sie mit den Händen und rufen wie wütend und minutenlang: „Chan-Chan!“ Ich erschreke und muß auch schon über mein Erschrecken lächeln. Was mag der Chinese bei unserem Applaus denken? Auch ich werde hier „Chan-Chan!“ rufen, ihr werdet euch nicht über mein Händeklatschen entsetzen müssen.

Endlich sitze ich irgendwo in einer Ecke fest. Vom Balkon, hinter Gittern, mustern mich neugierige Blicke aus chinesischen Frauenaugen. Ich lehne mich zurück, ganz Auge und Ohr dem Schauspiel vor mir.

Die Dekoration ist Shakespearisch einfach. Kein Stuhl, kein einzelner Baum, der die Szene auch nur andeuten könnte. Kein Vorhang trennt die erhöhte Bühne vom Zuschauerraum. Eine eintönig blau bemalte Kulisse ist Hintergrund und nur in der Mitte strahlt ein großer, goldumrahmter Spiegel. Und — der Souffleur fehlt!

Sechs Musiker lauern vor dem Spiegel. Improvisierend begleiten sie eben einen wilden Tanz mit greulichen Masken drohender Gestalten. Die guten und die bösen Geister kämpfen um eine Seele.

Einer der Musiker schlägt eine Art Zymbal. Ein anderer entlockt einer achtschürigen Flöte quieschende Töne, ein dritter pumpt an einer zweifaltigen Bioline. Holzkastagnetten schlagen hell Takt und Rhythmus. Eine vierstimmige Bioline läßt eine Bambusflöte wimmern. Aus uralten Volksliedern wird eine Fülle Melodien improvisiert.

Lauflos verschwinden eben die tanzenden Geister und ein Mädchen beginnt zu singen. Monoton sattern ihre Kehlaute durch den Raum. Starr, wie eine Mumie, steht sie mit verschränkten Armen vor der Brüstung. Keine Linie ihres weis und rot bemalten süßen Puppengesichtchens bewegt sich. Und immer höher schraubt sich ihre Stimme, immer heftiger klingt ihr Lied — während ihr eine Dienerin mit einem bunten Papierfächer Luft zufächelt — bis sie in einem einzigen schrillen Klagelaut abbricht. Stille. Und jetzt wendet sie sich um, dem großen, goldenen Spiegel zu — wie einfach, starr — und aufst ungeniert an Haas und Kleid.

Dann steht sie wieder unbeweglich da und blickt träumerisch mit ihren dunklen Augen in eine unbekannte Ferne. Ihre kleine, schlank Gestalt umfließt ein blaues, seidenes Prachtkleid. Ihre schmalen, ringelschmückten Hände ruhen schweigend auf ihrer kindlichen Brust.

Plötzlich ist ein alter Mann mit einem langen Bart da. Er zerrt das arme Kind fort. Vielleicht soll es den Geliebten vergessen, der zu arm, zu gering für sie ist. Sie weigert sich. Unermüdlich rennen Vater und Tochter um die Bühne, die Musik dröhnt, endlich sind sie am Ziel angelangt, der Vater schleppt die Weinende durch eine Tür hinaus.

Aber jetzt wird es seltsamer: Männer in farbenrauschenden, brokatenen Gewändern, mit Tier- und Göttermasken stehen im Rubel herum, erzählen mit harmonisch geschwungenen Armbewegungen scheinbar Bedeutsames und verschwinden wieder. Andere kommen und gehen. Die Musik setzt keinen Augenblick aus.

Es erscheint die Heldin, das arme, geplagte Mädchen. Nun ziert ein riesenhafter Eisvogelfederbusch ihr Köpfchen. Und ein bartloser, prunkvoll gekleideter Jüngling begleitet sie, der Geliebte. In einem wehmütigen, süß-melancholischen Duett vereinen sich ihre Stimmen zur schmerzhaften Liebesklage.

Aber was wollen hier diese singenden Akrobaten, diese teuflischschwingenden Jongleure, diese goldbehelinten Krieger, die eben zu wütenden Gongschlägen der Musik mit Streitart und Lanze blitzschnelle Attaden führen? Hier läßt sich ein Krieger mit der ganzen Schwere seines Körpers jäh zu Boden fallen — auf der Galerie kreischen die Frauen auf — aber schon erhebt er sich lachend. Ein Schauspieler beginnt seinen lang herabhängenden Zopf durch geknickte Kopfbiegungen zu schwingen, daß er wie ein Kreis in rasender Geschwindigkeit wagrecht über den Kopf dahinfliegt. Ist das Ekstase des Zorns? Ist es nur ein Akrobatentunstück?

Das Auge wird vom Glanz der Gewänder, vom Reichtum der Farben verwirrt. Wehende Federzierden wallen von den Köpfen der Krieger, Brokate, mit Blumen überstrickt, stehen an den Schauspielern nieder. Böse Geister tanzen mit entblößtem, grün und rot bemaltem Oberkörper verzückt zu rasenden Zymbalclönen. Auch die Gesichter sind grellweiß, rot, blau und grün bemalt. Jeder Charakter trägt seine eigene Maske und Farbe. Gute und Böse strahlen von der Brust wie aus einem Spiegel.

Aus sparsamsten Gebärden schafft die seltsame Phantasie des Chinesen Szene und Handlung. Bilder: Ein junger Krieger hüpfte auf einem Bein umher, das andere kößt er wie lachend in die Luft. Er sucht den Steigbügel,

um sich aufs Pferd zu schwingen. Jetzt hat er ihn erfaßt, ein Sprung, er ist oben und sprengt in der Haltung eines Reiters zum Tore der Stadt hinaus. Dieses Tor aber ist eben „gestellt“ worden. Es ist ein breites, von Bambusstrangen gefasstes Flaggband.

Oder: Im Schwerterkampf Gefallene stürzen tot zu Boden, erheben sich und kämpfen weiter. Raum und Zeit wandelt die Phantasie des Zuschauers. Er wird nicht gewahr, daß der eben von Peking abgereiste und schon in Schanghai angelkommene Bote die Szene gar nicht verließ. Er merkt nicht, daß der überbrachte Brief verschlossen und doch gar nicht geschrieben, gelesen und nicht geöffnet wurde.

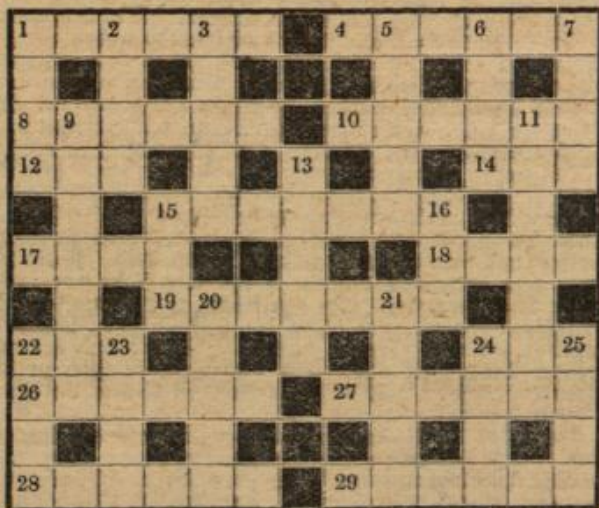
Unendlich glücklicher Kuli neben mir! Vor deinen Augen rollen die buntesten Szenen vorüber: Steppe und Königspalast, Friedhöfe und Meeresstrand, Waldstraße und Tempel. Aus dem Nichts erschaffen, rätselhaft auftauchend, leuchten sie in dein armseliges Dasein mit geheimnisvoller Bildkraft, weil deine über allem Irdischen sich tummelnde Seele sie aus der Schwungkraft deiner Phantasie hervorzaubert.

Wo noch ist das Theater, wie hier, echtste Volkskunst, die Lyrik ganz „Lied des Volkes“? Musiker und Schauspieler improvisieren aus nur angedeuteter Handlung, und die feinen Fäden, die sich zum Volk zu ihren Füßen schlängeln, verbinden sie zum gemeinsamen Fest.

Es ist schon spät, Mitternacht vorüber. Wie lange kann dies noch dauern? Ich frage Tunfu, der bei Freunden in einer Ecke lauert. Er meint, oft sei am Morgen noch kein Ende. Mein Kopf schmerzt vom Lärm der Instrumente. So nehme ich Abschied und trete in die klare Nacht, in Stille und Mondlandschaft.

Und da ich durch die schlafenden Gassen aufatmend heimgehe, muß ich an unsere moderne Bühne denken. Chinesisches Theater! Groteskes Widerspiel europäischer Kunst: Dekorationsarmut, Melodram, Bildwirkung, riesenhafte Monologe, Szenen voll Kraftüberschwang, dissonanzreiche, lärmend malende Musik. Welcher Zusammenklang! Wie soll ich ihn nennen? Modernen Stil? Expressionistische Bühne? Nein! Es ist alte chinesische Theaterkunst.

Kreuzwort-Rätsel



Senkrecht: 1. staatliche Einrichtung, 2. Abguss, 3. Zeitabschnitt, 5. österreichische Münze, 6. Rechnung, 7. mitteldeutscher Fluß, 9. Sicherheitsbehörde, 11. Medizinpflanze, 13. Unterstützungsgeld, 15. Gewässer, 16. Schiffsausdruck, 20. geometrische Linie, 21. griechische Insel, 22. schweizerischer Held, 23. Widerhall, 24. Blütenstand, 25. abgekürzter Männername. Wagerrecht: 1. Landenge in Amerika, 4. Preisnachlaß, 8. Insektenfresser, 10. preussischer Heerführer, 12. Lebensende, 14. Raubvogel, 15. Fußballeidenschaft, 17. Nadelbaum, 18. Zitterpappel, 19. Veräufung, 22. Getränk, 24. Bild, 26. Baumfrucht, 27. französischer Erfinder, 28. chinesischer Philosoph, 29. kirchliches Fest.

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels in Nr. 148: Wagerrecht: 1. Adler, 3. Dos, 5. Ibis, 7. Hals, 9. Todt, 12. Tornado, 15. Mir, 17. Baude, 18. Kap, 19. Los, 21. Met, 22. Los, 23. Lotto, 25. Gerda, 27. Warenhaus, 28. Agent, 30. Union, 32. Eid, 33. Lei, 35. Akt, 36. Inn, 37. Perle, 39. Ath, 41. Rangoon, 43. Lena, 44. Maa, 45. Eich, 46. Ma, 47. Tana. Senkrecht: 1. Adam, 2. Rat, 3. Osram, 4. Stadt, 5. Ido, 6. Stop, 8. Lob, 10. Ode, 11. Rilo, 13. Ruernberg, 14. Magd, 16. Rotwein, 18. Korjila, 20. Stand, 22. Leuna, 23. Pia, 24. Ort, 52. Gau, 26. Ahn, 29. Genf, 31. Otto, 33. Penau, 34. Mona, 36. Inae, 37. Pan, 38. Cos, 40. Herz, 41. Reh, 42. Rut.

Des Kleingärtners Tagewerk im Juli.

Über die gelben Ähren
 Flammt des Sommers Brand,
 Über die ernteschweren
 Hält Gott seine segnende Hand.
 O Täler in reifen Tagen,
 O Hütten voll Glüd und Brot:
 Weg über Not und Zagen
 Des Sommers Leuchten loht!

W. Pennemann.

Sommerszeit — goldene Zeit! Unter der Sonnenglut vollzieht sich ein freudiges Wachstum in Garten und Feld, streben bereits mannigfache Früchte der Reife entgegen. Die Hitze läßt das freundliche Grün der Fluren fahler und das der Bäume düsterer werden; ein melancholischer Farbenton beherrscht die Landschaft, in der die gelben Getreidefelder dem Auge eine wohlthuende Abwechslung bieten, bis endlich das mahndste Zeichen des nahenden Herbstes, die Senf in den Halmenfeldern zu rauschen beginnt. Noch steht der Garten im Glanze seiner ganzen Schönheit und Pracht, ein Blüten- und Duftes ohne Ende.

Im Obstgarten steht die Beerenreife bevor, deren Vergung und Verarbeitung die Hausfrau viel in Anspruch nimmt. Man veräume alsbald nach der Ernte der Erdbeeren nicht, die Stöcke von den von Pilzen befallenen Blättern zu reinigen und die Ausläufer, soweit sie nicht zur Vermehrung dienen, zu entfernen. Die zu Stedlingen ausgetriebenen Pflanzen werden etwas angehäufelt, damit sie sich gut bewurzeln. Später sind sie auf ein besonderes Beet zu versetzen, um einen guten Wurzelballen zu erzielen. Mitte August werden sie dann auf die eigentlichen Beete verpflanzt. Nach der Ernte der Johannis-, Stachel- und Himbeeren veräume man es ja nicht, den beim Pflücken festgetretenen Boden alsbald aufzulockern. Vorher entferne man die abgetragenen Himbeerruten. Von den jungen Trieben werden jedem Stock nur vier bis fünf starke belassen und die schwächsten entfernt. Von Johannis- und Stachelbeersträuchern sind Stedlinge von den bereits verholzten Trieben zu schneiden und an etwas schattiger Stelle zu stecken. Niedere Äste dieser Sträucher können auch mit Erde angehäufelt werden, damit sie sich bewurzeln. Im nächsten Frühjahr werden sie vom Mutterstock getrennt und für sich gepflanzt. An Spalier- und Schnurbäumen müssen die Leittriebe angeheftet und die Seitentriebe entfernt werden. Überflüssige Triebe, die sich voraussichtlich nicht zum Fruchtholz umbilden, sind zu beseitigen. Reife Früchte werden am besten am Morgen geerntet, weil sie dann würziger und schmackhafter sind. Birnen und Aprikosen werden aus demselben Grunde 5 bis acht Tage vor ihrer völligen Reife geerntet. Bei den späten Sorten werden die überflüssigen Früchte, vor allem die wurmfressigen und verkrüppelten entfernt. Frisch gepflanzte Bäume sind bei anhaltender Trockenheit alle 8 bis zehn Tage reichlich zu bewässern (mindestens acht bis zehn Kannen Wasser an einen mittleren Baum!).

Überall ist die Aufmerksamkeit den auftretenden Krankheiten und Schädlingen zuzuwenden und mit ihrer Beseitigung sofort einzusetzen, ehe sie größeren Umfang angenommen haben. Wo sich der amerikanische Stachelbeer-rost bemerkbar macht, bespritze man die Sträucher sofort mit einer einprozentigen Solbarklösung zur Abtötung der Sporen. Unmittelbar vor der Fruchtreife muß aber das Bespritzen unterbleiben; es sei denn, daß die Früchte bereits befallen sind, also den braunen Fäulbelag, (die Fortpflanzungsorgane des Pilzes) schon aufzuweisen haben. Etwa auftretende Raupen der Stachelbeerblattwespe werden mit demselben Mittel erledigt. Auch gegen den Mehltau der Apfelbäume und die Schorfrankeit (Fusicladium) der Apfel und Birnen ist eine Bespritzung mit einer einprozentigen Solbarklösung oder mit einer solchen von Kupfersulfat-Kalklösung unbedingt nötig, um ihrer Ausbreitung besonders bei feuchtwarmem Wetter zu steuern. Die jungen Nachkommen der Schildläuse sind anfangs Juli mit Solbark zu vernichten und die Blattläuse am besten, so lange sie noch kleine Herde bilden, mit Benetan zu vernichten. Auch bei den Blattläusen ergreife man sofort nach ihrem Auftreten ein und beseitige die befallenen Stellen mit Aushöhlen. Um die Obstmaden zu fangen, sind die bekannten Obstmadefallen um die Stämme der Bäume zu legen.

Im Gemüsegarten ist jetzt fleißig zu gießen, zu jädeln und zu jäten. Unerlässlich ist eine fortgesetzte Ver-

nichtung des Unkrautes. Niemals lasse man es zur Blütenbildung kommen, da bald danach schon die Samen entstehen und sich ausbreiten. Auch die Wege müssen unkrautfrei gehalten werden.

Auf die abgeernteten Beete sind aussapflanzen: frühe Kohlrabi, Sellerie und Lauch, Winter- und Rosenkohl sowie Endivien.

Eine Aussaat kann noch gemacht werden von frühen Buschbohnen, Gelben Rüben (Duckwider oder Nantaise), Spinat, Salat, Radieschen, ferner Weikraut; Wirsing; Wintersalat und Feldsalat (recht dünne Aussaat). Von Endivien kann noch eine zweite Aussaat, sowohl von Eskariol als auch von der krausen Sorte gemacht werden.

Bei Schwarzwurzeln sind die Blütenstiele sofort zu entfernen, damit die Wurzeln stärke werden. Kohl, Sellerie und Koterüben dürfen nicht entblättert werden. Nur frische abgestorbene Blätter werden beseitigt. Lassen die Gurken in ihrer Fruchtbarkeit nach, so sind sie zu bewässern und damit ist ein Düngzug am besten von aufgelöstem Harnstoff (1 Gramm auf 10 Liter Wasser) zu verbinden. Bei Bohnen und Erbsen dürfen keine Früchte hängen bleiben, sonst läßt ihre Fruchtbarkeit nach. Die Fruchtzweige der Kürbisse sind, wenn sie über einen Meter lang geworden sind, zu kürzen, damit sie mehr weibliche Blüten ansetzen. Früchte gegen Sonnenbrand schützen! Abgeerntetes Bohnen- und Erbsenkraut wird untergearaben; es ist ein guter Dünger. Überall sind auch hier die Schädlinge zu bekämpfen. Beim Weikraut ist auf der Unterseite der Blätter nach den gelben Eierhäufchen des Kohlweiklings zu fahnden; sie werden zerdrückt. Nattschnecken werden mit unge- löstem Kalk, Rainit oder mit dem Erdflöhmittel „Söcht“ vernichtet. Der Ohrwurm wird in Blumentöpfen, die man mit Holzwolle, Moos oder trockenem Unkraut füllt, massenhaft gefangen. Man kann sie auf die Beete stellen oder zum Schutze der Dahlien über die Stäbe derselben stülpen.

Im Blumengarten werden bereits Vorbereitungen für den Blumenflor im nächsten Jahre getroffen. Zu diesem Zwecke werden ausgefät: Stiefmütterchen, Bergfameinnicht, Nelken, Glodenblumen, Fingerhut, Rittersporn, Malven und andere. Wertvolle Nelken werden durch Ableger vermehrt. In den Balkonkästen ist die Erde leicht zu lockern und mit Harnstoff zu düngen. Die Blumen sind regelmäßig des Abends zu gießen und zu bespritzen und während der Mittagszeit zu beschatten.

B. C.

Radieschen.

Wer ein Freund des Radieschens ist, kann es in den Wochen von April bis Juli breitwürfig oder in Reihen aus- säen. Was zu dicht steht, muß auf 5 Zentimeter verdünnt werden, denn zu dicht stehende Radieschen schieben gewöhn- lich mächtig ins Kraut und bilden keine Knollen. Ist man während des Sommers mit leerem Lande in Verlegenheit, dann kann man leere Stellen auch auf andere Gemüsebeeten zu seinem Anbau benützen. Hier entwideln sie sich gut, weil sie geschütt und doch sonnig stehen.

In besonders hohen, freien Lagen ist genügend Schutz gegen austrocknende Winde zu geben. Es genügt schon ein kleiner Erdwall rings um das Beet von etwa 10 Zentimeter Höhe oder das Einsetzen von schmalen Brettern, um dem Lande eine günstige, feuchte Oberfläche zu erhalten. Da wo trodene Winde anhaltend wehen, kann man niemals zarte, saftige Radieschen erwarten.

Für die Radieschen nehme man ein solches Beet, das man bequem recht oft, bei großer Trockenheit täglich begießen kann. Nur ein häufiges Begießen läßt die Radieschen sich rasch entwideln, läßt sie zart werden, ohne daß sie einen zu scharfen Geschmack annehmen. Nur dadurch retten wir sie auch vor den Erdflöhen, die sie mit Vorliebe heimsuchen. Im Frühjahr und im Vorfrühling sät man daher die Radieschen am besten zwischen den Salat, da sie dann von den Erdflöhen ganz und gar verschont bleiben. Eine rasche Entwicklung wird auch noch dadurch gefördert, daß man das Salzbedürf- nis des Radieschens befriedigt und mit etwas Kochsalz den Boden düngt. — Als frühe Sorten sind zu empfehlen: „Erste Ernte“, „Runde scharlachrote Dreienbrunner“. Zum Treiben eignen sich sehr gut „Leuchttugel“, das „Wirsing- riesen-Treibradieschen“, das auch im freien Land sich rasch entwidelt. Unter den langen Radieschen ist der „Eiszapfen“ von äußerst mildem Geschmack und schneller Entwicklung das beste und früheste.

— 0 —